

sofioksanen

Die Sache mit
Norma

Roman

Aus dem Finnischen von
Stefan Moster

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2017

Titel der Originalausgabe: *Norma*

© Sofi Oksanen 2015

Published by agreement with Salomonsson Agency

All rights reserved

Aus dem Finnischen von Stefan Muster

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln, nach dem Coverdesign von Britt Urbla Keller

Foto der Autorin: © Toni Härkönen

Gesetzt aus der Albertina und News Gothic

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04963-3

Eins

Wenn alles gut geht, können wir uns im August darauf konzentrieren, gut zu essen, gut zu schlafen und die Anwendungen und die Ruhe zu genießen. Dann trinken wir auf deine Zukunft, in der du all das bekommen wirst, von dem du nicht einmal zu träumen gewagt hast. Dann ist meine Arbeit getan, und der Preis für dein neues Leben reut mich kein bisschen.

Nach der Beerdigung war nichts mehr wiedergutzumachen, auch wenn Norma sich noch in dem Moment, in dem sie sich hinter die Trauergäste zurückfallen ließ und auf den Weg stahl, der zum Tor führte, einreden wollte, dass es möglich wäre. Ihre Mutter würde es ihr nicht übel nehmen, dass sie bereits ein Taxi bestellt hatte, alles andere war Norma egal: die Verwandten, die sie nur flüchtig kannte, die Intrigen der Erben und das Schicksal des Naakka-Hauses, das irgendwann zwischen Karelischen Piroggen und Sandwichtorte zur Sprache käme, und die unzuverlässigen Bemerkungen der Großmutter dazu. Diese Farce würde Norma jetzt hinter sich lassen. Sie würde versuchen, in den Alltag zurückzukehren und sich allem, was mit dem Tod ihrer Mutter zu tun hatte, direkt zu stellen. Von jetzt an wäre Schluss mit dem Meiden von Orten, die an ihre Mutter erinnerten. Sie würde nicht mehr zu spät zur Arbeit kommen, würde notfalls ein Taxi nehmen und morgens nicht mehr in Tränen ausbrechen, wenn der Metallkamm an den Haaren riss. Sie würde daran denken, genug zu essen und zu trinken, und nicht zulassen, dass das gemeinsame Leben, das sie sich mit ihrer Mutter mühsam aufgebaut hatte, endgültig zerfiel. Morgen früh würde sie sich auf den Arbeitstag vorbereiten wie immer: die Füsseln vom Rücken der Bluse entfernen, Babyöl zum Bändi-

gen der Locken, Diazepam und Postafen zum Beruhigen von Leib und Seele in die Handtasche packen und eine Reisespraydose Elnett dazuwerfen. Das roch nach normalem Werktag und wurde von Frauen benutzt, deren Leben in Ordnung war. Eine solche Frau wollte sie sein. Gewappnet für den Tag würde sie die U-Bahn-Station Sörnäinen betreten, sich vom Strom der Menschenmenge aufnehmen und per Rolltreppe zum Bahnsteig befördern lassen, wo sie sich auf die offenen Türen des U-Bahn-Zugs zubewegen würde wie an jedem anderen Tag. Der Luftstrom würde die Säume zum Flattern bringen, die Menschen würden in Gratiszeitungen blättern und auf ihren Smartphones scrollen und niemand würde sich an die Tragödie erinnern, die sich auf diesem Bahnsteig abgespielt hatte. Nur sie würde daran denken und sich darauf einstellen, der angespannten Atmosphäre am Arbeitsplatz zu begegnen, die wegen der drohenden Entlassungen schon seit Monaten herrschte, und sie würde begreifen, dass in ihrem Leben nichts stehen geblieben war außer dem Leben ihrer Mutter.

Vom Taxi war weit und breit nichts zu sehen. Norma lehnte sich an den Friedhofszaun und ließ ihre Erleichterung in der Blase aus Benzodiazepinen und Scopolamin dahintreiben. Sie hatte die Beerdigung überstanden. Sie hatte aus der Anteilnahme keinerlei Verlogenheit herausgelesen und keine Scheinheiligkeit aus empathisch gemeinten Worten. Sie war nicht ohnmächtig geworden, hatte sich nicht übergeben und war nicht in Panik geraten, obwohl einige Leute dicht an sie herangekommen waren und sie umarmt hatten. Sie hatte sich benommen wie eine muster-gültige Tochter und war nun endlich in der Lage, die Son-

nenbrille abzunehmen, die wegen der schweißtreibenden Hitze auf der Nase rutschte, aber gerade als sie die Brille in die Handtasche schieben wollte, trat ein Unbekannter auf sie zu, um ihr sein Beileid zu bekunden.

Norma setzte die Brille wieder auf. Sie wollte keine Gesellschaft.

»Die anderen sind schon dorthin gegangen.«

Sie zeigte auf das Restaurant, in dem die Gedenkfeier stattfand, und zog die Hutkrempe ein Stück weiter herab. Der Mann machte keine Anstalten zu gehen, sondern streckte die Hand aus. Norma wandte sich ab und erwiderte den Gruß nicht, sie hatte keine Lust, sich mit fremden Menschen abzugeben. Der Mann ließ sich jedoch nicht entmutigen. Er griff einfach nach Normas Hand.

»Lambert«, stellte er sich vor. »Max Lambert. Geschäftsführer. Ein alter Freund Ihrer Mutter.«

»Ich kann mich nicht erinnern, dass sie je von Ihnen gesprochen hätte.«

»Haben Sie Ihrer Mutter von allen Freunden erzählt?«, lachte der Mann. »Ich kannte sie früher. In unserer Jugend haben Anita und ich viel zusammen unternommen.«

Norma befreite ihre Hand mit einem Ruck. Sie spürte den Griff des Mannes an den Fingern wie einen gegen ihren Willen aufgedrückten Stempel. Außerdem sprach er in der Vergangenheitsform von ihrer Mutter. Das klang wie eine Beleidigung. Norma war noch nicht so weit, und der Mann sah auch nicht aus wie ein Freund ihrer Mutter. Norma und Anita Ross hatten zurückgezogen gelebt, ihr soziales Leben hatte sich auf die obligatorischen beruflichen Kontakte beschränkt. Ihr Bekanntenkreis war überschaubar. Dieser Mann gehörte nicht dazu.

Er trug die Haare nach hinten gekämmt, an den nur

schwach ausgeprägten Geheimratsecken sah man ihm sein Alter kaum an, was man von der Haut nicht behaupten konnte. Sie war durch starke Sonneneinstrahlung zerfurcht, die Tränensäcke hingen schwer dank des Alkohols, den er seinem Körper lange Jahre zugeführt hatte, und die Bräune konnte die geplatzten Äderchen nicht verbergen. Der Schweiß auf seiner Stirn roch nach dem Bier vom Vorabend. Auch der Anzug stammte noch vom Vortag: Die Knie waren ausgebeult, die ganze Erscheinung wirkte ungepflegt und passte schlecht zum Frieden der Nadelbäume ringsum, trotz der höflichen Redeweise und obwohl der Anzug schwarz war, wie es sich gehörte, und sein Stoff einen teuren Eindruck machte. Das Rasierwasser war von Kouros und frisch, keines, das jahrelang im Schrank gestanden hatte. Das Shampoo stammte vom Friseur. Damit endete Normas Bestandsaufnahme, ihre Nase war noch von den Medikamenten und der Trauer verstopft, die Übelkeitspflaster hinter den Ohren pumpeten ihr gleichmäßig Scopolamin in die Adern, sie war einfach nicht fähig, den Mann genauer zu lesen. Als sie sah, dass sich aus ihrem Pferdeschwanz eine Locke gelöst hatte und sich wie ein Korkenzieher ringelte, geriet sie in Panik und blickte auf ihr Handy. Das Taxi müsste längst da sein. Der Mann zog eine verspiegelte Sonnenbrille aus der Tasche und setzte sie auf.

»Darf ich das Fräulein ein Stück mitnehmen?«

»Nein danke, das Taxi ist unterwegs.«

Das Lachen des Mannes war das eines alternden Playboys. Er rückte nah an Norma heran. Etwas an seiner Stimme erinnerte an eine Touristengruppe, in der über die Sprüche des Witzbolds auch dann gelacht wird, wenn sie gar nicht witzig sind.

»Sie sollten so schnell wie möglich Kontakt mit mir aufnehmen. Dann räumen wir alles Unschöne aus dem Weg, damit Sie Ihr Leben fortsetzen können.«

Der Mann nahm seine Visitenkarte aus einem Etui, dessen dunkle Stellen darauf hindeuteten, dass es aus Silber war, und drückte sie Norma in die Hand. Das Goldkettchen an seinem Handgelenk blitzte in der Sonne auf. Bestimmt hatte er das Etui beim Kartenspiel gewonnen oder gestohlen – an diesen Gedanken schlossen sich in Normas Vorstellung weitere Variationen an: Der Mann konnte nicht anstelle ihres richtigen Vaters Reijo Ross da sein und ihre Mutter war keine gewesen, die ihrer Tochter unbekannte Halbgeschwister verschwiegen hätte. Der Mann war zur falschen Beerdigung gekommen.

Margit rief an, als sich das Taxi bereits dem Stadtteil Kallio näherte. Norma meldete sich nach dem sechsten Läuten. Sie schnippte mit Lamberts Visitenkarte, während ihre Tante versuchte, sie zum Umkehren zu bewegen. Die Visitenkarte war aus festem und teurem Papier, hatte einen cremeweißen Ton und erhabene goldene Buchstaben. Der Titel vor dem Namen fehlte ebenso wie die Adresse. Aus einer spontanen Eingebung heraus fragte Norma ihre Tante, ob ein gewisser Max Lambert bei der Gedenkfeier erschienen sei.

Der Name sagte Margit nichts. Normas These von der falschen Beerdigung stimmte also, und sie wollte schon das Fenster öffnen, um die Visitenkarte dem Fahrtwind zu überlassen.

»Moment mal, meinst du den Exmann von Helena?«, fragte Margit nach.

Norma fuhr zusammen. Sie hatte sich für die Beerdi-

gung zu sehr betäubt, darum war sie nicht in der Lage gewesen, offensichtliche Verbindungen zu erkennen: Die beste Freundin ihrer Mutter trug tatsächlich den gleichen Nachnamen wie der Mann, der sich Norma eben vorgestellt hatte.

»Warum, um Himmels willen, sollte Max Lambert an Anitas Beerdigungsfeier teilnehmen?«, fragte Margit. »Ein völlig abwegiger Gedanke.«

»Ich glaube, ich habe ihn gerade gesehen. Ist er nicht bei euch?«

»Nein.«

»Vielleicht ist er an Helenas Stelle gekommen.«

»Weißt du nicht mehr, unter welchen Umständen sich Helena und Lambert haben scheiden lassen? Deine Mutter hätte diesen Mann nie im Leben dabeihaben wollen.«

Im Hintergrund hörte man das ruhige Plaudern des Pfarrers und das Klappern der Teller. Bei der ersten Erwähnung von Lamberts Namen hatte Margits Stimme verbittert geklungen, jetzt klang sie eher verlegen. Sie sprach so respektvoll über Helena, als hörte Normas Mutter zu, und für einen Moment lebte die Mutter wieder, in diesem Telefongespräch. Niemand hatte wie sie über Helena gesprochen.

»Aus jenen Jahren sind ein paar gute Kinder hervorgegangen, ansonsten nichts als Kummer. Denk doch nur einmal daran, wie es Helena ergangen ist.«

Margit trank etwas, ein Glas klirrte leicht.

»Vergiss Lambert, du musst dich irren«, sagte sie.

Der Mann der verrückten Helena. Ihre Mutter hatte es nicht ertragen können, wenn Helena so genannt wurde, und über ihre Besuche bei Helena hatte sie so gut wie nie geredet. Im letzten Jahr war sie allerdings häufiger als frü-

her bei ihr in Kuopio gewesen, und daraus hatte Norma geschlossen, dass es Helena entweder schlechter oder besser ging. Danach gefragt hatte sie nicht. Kliniken erinnerten sie immer an die Schicksale all derer, die sich von den anderen unterschieden, und davon hatte sie von ihrer Mutter genug gehört, es löste Beklemmung in ihr aus. Außerdem hatte sie Helena nicht persönlich gekannt, sie konnte sich kaum daran erinnern, sie jemals gesehen zu haben. Erst jetzt begriff Norma, dass sie Margit nicht gefragt hatte, ob man Helena den Tod der Mutter mitgeteilt hatte, ob Helena klar genug im Kopf war, um eine solche Nachricht zu begreifen.

»Die Kerle haben nur Ärger gemacht.«

»Die Kerle? Was für Kerle?«

Margit wollte sich erneut echauffieren, obwohl das Diazepam die Wortbildung verlangsamte und den Mund der Tante mit Watte füllte. Norma fragte sich, ob Margit diesen Lambert überhaupt noch erkannt hätte. Er war vor Jahrzehnten mit Reijo Ross nach Schweden gegangen, und seitdem hatte man das Gespann im Naakka-Dorf nicht mehr gesehen. Sie waren nicht einmal gekommen, um ihre Eltern zu beerdigen.

»Meinst du Reijo? Ist jemand aus der Verwandtschaft von Reijo Ross da? Vielleicht ist Lambert mit einem von ihnen gekommen.«

»Die Ross-Sippschaft? Hör mir auf. Vorbei ist vorbei, es lohnt sich nicht, in der Vergangenheit zu wühlen.«

Wahrscheinlich hatte die Tante recht, Normas Mutter wäre der gleichen Meinung gewesen und hätte die Kerle gelassen, wo sie hingehörten: in der Vergangenheit. Aber von wem hatte Lambert von dem Unfall erfahren, wenn niemand Kontakt zu Lamberts altem Freund Reijo oder zu

Helena gehabt hatte? Norma wusste nicht mehr, was in der Todesanzeige gestanden hatte, ob die Beerdigung darin erwähnt worden war. Auch darum hatte sich Margit gekümmert. Die Zeitungen hatten von dem Fall berichtet, ohne den Namen der Mutter zu nennen: *Frau an der Station Sörnä-
inen von U-Bahn erfasst. Laut Polizei liegt kein Fremdverschulden vor.*

Norma drückte eine weitere Tablette aus der Verpackung und ließ die Visitenkarte in die Handtasche fallen. Laut Auskunft war die Nummer des Mannes geheim oder gehörte zu einem Prepaid-Anschluss, eine Adresse gab es nicht. Mutter hätte gewusst, was zu tun wäre, ganz gleich, ob der Mann ein Bekannter von ihr war oder nicht, sie hatte immer für alle Probleme eine Lösung parat gehabt. Obwohl die künstliche Heiterkeit des Sommersenders nicht zu diesem Tag passte, bat Norma den Fahrer, das Radio lauter zu stellen. Es übertönte ihr Schluchzen. Ihre Hilflosigkeit. Sie war über dreißig und daran gewöhnt, dass ihre Mutter den größten Teil ihrer Schwierigkeiten löste.

Ihre Mutter hätte ihr keine dubiosen Geschäftsführer hinterlassen, die wie ein Stromschlag auf ihre Haare wirkten.

Marion warf einen fragenden Blick auf Alvar, der unmerklich den Kopf schüttelte. Die Kleine war also nicht bei der Gedenkfeier gewesen. Auch Lambert nicht. Marion fluchte innerlich, sie hätte als Erste mit Norma reden wollen.

»Noch Kaffee?«

Die Frau, die diese Frage stellte, war über fünfzig und wirkte leicht desorientiert. Sie hatte auch dann noch beherrscht gelächelt, als sie irrtümlich zur Herrentoilette gegangen und gegen die Tür geprallt war.

»Eine schöne Zeremonie. Genau so, wie es sich Anita gewünscht hätte.«

Sein vertraulicher Ton machte es Alvar überflüssig, sich vorzustellen. Er benahm sich, als wäre er ein alter Freund von Anita, und verließ sich darauf, dass die Frau es nicht wagen würde, nachzufragen, sondern insgeheim ihrem schwachen Gedächtnis die Schuld gäbe.

»Wir wussten nicht so recht, wie wir vorgehen sollten«, sagte sie. »Das Bestattungsinstitut hat gesagt, in solchen Fällen sei Feuerbestattung üblich. Wegen des Zustands meiner Mutter haben wir dann aber doch beschlossen, das Begräbnis so durchzuführen. Die Abweichung von den traditionellen Bräuchen hätte sie zu sehr verwirrt.«

Die Schwester. Das war also Anitas Schwester Margit. Sie hatte neben Anitas Mutter Elli Naakka am Grab gestan-

den. Die Greisin hatte zerbrechlich und abwesend und genauso verwirrt gewirkt, wie Anita es erzählt hatte. Als der Sand auf den Sarg prasselte, war sie beim Tränenausbruch der neben ihr stehenden, schwankenden Frau erschrocken und hatte ihr die Hand getätschelt, als wollte sie eine flüchtige Bekannte trösten. Sie hatte Margit nicht erkannt und auch nicht begriffen, dass ihre eigene Tochter beerdigt wurde. Das hatte Marion beruhigt, und doch hatte sie sich gewünscht, die alte Frau hätte erkannt, um welchen Anlass es sich handelte, denn sie wollte ihre Tränen sehen.

Alvar legte Margit die Hand auf die Schulter und nahm ihr die Kaffeekanne ab.

»Ich kann beim Ausschenken helfen. Das mit dem Begräbnis so zu lösen, war wirklich taktvoll.«

»Wir haben meiner Mutter natürlich nicht gesagt, was passiert ist. Wenn Sie mit ihr reden, wundern Sie sich nicht, wenn sie von einer Gehirnbloodung spricht«, sagte Margit. »Sie beide sind sicher von der Post, Kollegen von Anita?«

Marion reichte ihrem Bruder die Kaffeetasse, um Zeit zu gewinnen, da sagte Alvar schon ja. Offensichtlich hatte Anita nichts von ihrem Hinauswurf und auch nichts von ihrer neuen Stelle bei *Haarzauber* erzählt. Das war nicht ungewöhnlich, viele Menschen schämten sich, wenn ihnen gekündigt wurde, sogar in Zeiten wie diesen. Dieser Bande hier hatte Anita bestimmt nicht auseinandersetzen wollen, was es mit ihrer neuen Arbeit auf sich hatte. In den Reden während des Leichenschmauses war an die Sommer im Naakka-Haus und sonstige Lappalien zurückgedacht worden, alles Mist, der sehr wenig mit Anitas wirklichem Leben zu tun hatte. Marion merkte, wie der schwelende Zorn in ihrer Brust wieder zunahm. Menschen, die Anita

nicht gekannt hatten, hätten sie nicht ins Grab geleiten dürfen. Anita hätte eine solche Veranstaltung gehasst. Sie hätte gewollt, dass es für die Gäste Wein und Tanz und ABBA gab, und dass Helena hier wäre, nicht Lambert. Bei der Ansprache des Pfarrers am Grab hatte Lambert Marion zugeflüstert, sie hätten sich unnötig aufgeregt, alles sei doch gut gegangen. Niemand hatte den Fall Helena zur Sprache gebracht und niemand schien sich an Lambert zu erinnern, wohl auch kaum an Marion oder Alvar. Die Zeit hatte ihr Werk verrichtet.

»Wir konnten nicht ahnen, dass Anita so etwas mit sich herumträgt«, fuhr Margit fort.

»Depressionen können heimtückisch sein«, bestätigte Alvar.

»Sie haben auch nichts bemerkt?«

»Vielleicht war Anita in letzter Zeit ein bisschen zurückhaltender als sonst«, sagte Alvar und wandte sich Marion zu, um Bestätigung zu erhalten. Sie sollte etwas sagen, aber sie konnte es nicht. Sie suchte nach einem Taschentuch, fand jedoch kein frisches mehr, weshalb Alvar ihr eine Serviette gab. Marion drückte sie sich auf die Augen.

»Anita war nie sonderlich gesellig«, sagte Margit. »Trotzdem hätte man sie öfter anrufen und sie immer wieder fragen müssen, wie es ihr geht.«

»Wie verkräftet es Norma?«, fragte Alvar. »Für sie ist es sicher am schlimmsten.«

»Norma kommt nach ihrer Mutter, sie behält alles für sich.«

»Wenn wir irgendwie behilflich sein können ...«

»Danke, ich komme darauf zurück. Es wäre schön, sich auch mit anderen Arbeitskollegen von Anita zu unterhalten, ich kenne nur keinen«, sagte Margit und erzählte, sie

habe die Telefonzentrale der Post angerufen und darum gebeten, die Informationen über Anitas Beerdigung weiterzugeben, aber die Frau am Telefon habe Anita gar nicht gekannt.

»Bei der Post gibt es eine so hohe Fluktuation«, bedauerte Alvar.

Allmählich lief das Gespräch in eine unangenehme Richtung. Ihr Bruder durfte seine Märchenstunde allein zu Ende bringen, Marion schlich sich davon. Alvar nickte ihr unmerklich zu und schenkte weiter Kaffee aus. Margit schien die Suche nach Anitas Arbeitskollegen schon wieder vergessen zu haben, als sie bei einem Gast angekommen war, der sich schon zum zweiten Mal nachschenken ließ. Das mit der Kaffeekanne war ein raffinierter Schachzug von Alvar gewesen. so konnte er sich ganz natürlich in der Gästeschar bewegen.

Die männlichen Verwandten standen noch immer so steif beisammen wie auf dem Friedhof, in den ungewohnten Anzügen, die Hände hinter dem Rücken. Lambert tat es ihnen gleich. Das war die maskuline Art, Andacht zu demonstrieren. Sie passte nicht zu Lambert, schon gar nicht bei Anitas Beerdigung, es sah falsch aus. Während Marion zwischen den Gästen umherging, hörte sie, wie diese Bestürzung und Irritation äußerten, und das Lamento, warum niemand etwas geahnt hatte – gerade so, als wäre das möglich gewesen. Die Wenigsten hatten Anita nach ihrem Umzug nach Helsinki zu Gesicht bekommen. Marion verstand nicht, warum diese Leute überhaupt gekommen waren. Vielleicht um ihr schlechtes Gewissen wegen des abgebrochenen Kontakts zu beruhigen oder um mit anderen Dorfbewohnern über die Tragödie der Familie Naakka zu tratschen. Die Menschen reagierten

immer auf die gleiche Weise auf gewaltsame Tode, scheinheilig und zugleich neugierig, sie zerrissen sich noch nach Jahrzehnten das Maul darüber, vor allem, wenn die Gründe nicht mit Vernunft zu erklären waren. Marion versuchte noch einmal, die Kleine zu erreichen. Danach wäre Schluss mit dem Zirkus, und sie würde gehen.

Norma stieg aus dem Taxi, riss die Scopolaminpflaster hinter den Ohren und in den Armbeugen ab und zündete sich eine Zigarette an. Bald würde sie ihre nach Friedhof riechenden Kleider in die Mülltonne im Hinterhof werfen, die Trauer dieses Tages abschneiden und den Rotweinkarton öffnen, den sie im Küchenschrank bereithielt, um sich das Warten auf den nächsten Morgen zu erleichtern. Sie musste nur das Tor aufmachen und die Hofeinfahrt betreten. In den letzten Wochen war das zu einem schwierigen Schritt geworden.

Vor zwölf Jahren war es anders gewesen. Da hatte dasselbe Tor sie und ihre Mutter willkommen geheißen und sich wie von selbst aufgetan. Der Umzug in diese Stadt war Norma wie die beste Entscheidung aller Zeiten erschienen. Der entscheidende Schritt war gemacht, nachdem sie ihre Abiturientenmütze erhalten und das Naakka-Haus samt der beklemmenden Dorfgemeinschaft hinter sich gelassen hatte. In diesem Haus in Kallio hatten sie zwei perfekte Wohnungen gefunden und das für einen Glücksfall gehalten, den sie gefeiert hatten, indem sie mit der U-Bahn hin und her gefahren waren.

Zwölf Jahre später hatte ebendiese Repräsentantin des urbanen Lebens Normas Mutter überfahren, einen Tag, nachdem sie aus dem Urlaub in Thailand zurückgekehrt

war. Norma fragte sich immer wieder, ob sie es hätte verhindern können. Hätte sie die Anzeichen für den Gemütszustand ihrer Mutter lesen können, wenn sie noch am selben Abend angerufen hätte? Wenn sie aufgestanden und die wenigen Stufen zu ihr hinaufgegangen wäre?

Sie war nicht einmal auf einen Kaffee zu ihr gegangen, sondern hatte die Nacht mit einer Zufallsbekanntschaft verbracht. In diesen Stunden hatte die Mutter ihre letzte Mitteilung geschickt: *Morgen Abendessen? Ich habe Mitbringsel aus Thailand für dich.* Norma hatte die SMS erst am nächsten Morgen gelesen. Hätte ihre Mutter angerufen, wäre sie nicht ans Telefon gegangen. Sie hatte das Gefühl gehabt, die belastende Atmosphäre am Arbeitsplatz einmal vergessen zu müssen. Die ganze Woche hatte sie damit verbracht, darauf zu lauern, was die unmittelbaren Vorgesetzten und die im Treppenhaus vorbeihuschenden Führungskräfte für Gesichter machten. Der Hausmeister, der immer über alles Bescheid wusste, hatte einen Bogen um die Raucherecke gemacht, und das war als Zeichen für einen schlechten Verlauf der Verhandlungen gewertet worden. Die Vorstellung, mit ihrer Mutter gleich nach deren Rückkehr die angespannte Situation auf der Arbeit zu rekapitulieren, hatte Beklemmung ausgelöst. Sie hatte sich auf ihr Glas Wein konzentriert, auf den belanglosen Mann, auf die momentane Leere in ihrem Kopf. Sie würde ihre Mutter am nächsten Tag sehen.

Als Norma dann mitten am Arbeitstag gerufen worden war, hatte sie geglaubt, es gehe um die Stellenstreichungen, und war betont forsch in den Besprechungsraum gegangen, bereit, sich von ihrer besten Seite zu zeigen, aber dort wurde sie von zwei Polizisten empfangen. Eine davon war

eine Frau, deren Haare nach Birken shampoo und gesunden Lebensgewohnheiten rochen, nach hohem Vitamin-C-Gehalt. Normas Haare hatten sich gewellt, und schlagartig war ihr klar geworden, dass sie von einer Entlassung verschont bleiben würde. Später schämte sie sich dafür. Sie hätte in dem Moment einen anderen Gedanken haben müssen als den, dass man einen Menschen, der gerade auf tragische Weise seine Mutter verloren hatte, nicht auf die Straße setzen konnte.

Im Nu hatte sich die Neuigkeit im ganzen Haus verbreitet, und man hatte ihr Visitenkarten von Krisentelefonen in die Handtasche gesteckt. Die Kollegin, die ihr am nächsten stand, hatte ihr zugeflüstert, was sie in der Zeitung gelesen hatte. Demzufolge wurden nur solche Leute als U-Bahn-Fahrer eingestellt, die es verkrafteten, wenn sich jemand vor den Zug warf, denn früher oder später stand das jedem in diesem Beruf bevor. Die Sätze über den Fahrer erinnerten Norma daran, dass dieser der letzte Mensch war, der ihre Mutter lebendig gesehen hatte, bei ihrem letzten Atemzug. Wahrscheinlich war alles sehr schnell gegangen, sodass der Mann es nicht hatte registrieren können. Trotzdem hätte Norma dieser Mensch sein müssen, nicht der Fahrer, nicht wildfremde Leute in einer U-Bahnstation.

Als der umherirrende Blick der alten Frau sie traf, begriff Marion, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Die Verwirrung wich wie ein Vorhang, die Alte stand überraschend behände auf und versuchte Marion anzuspucken. Der Pfarrer, der danebensaß, zuckte zusammen, die Köpfe drehten sich nach Elli Naakka um. Nach einer kurzen Stille gingen alle dazu über, den peinlichen Zwischenfall zu überspielen, indem sie mit den Kaffeetassen klapperten und sich noch mehr Essen auf die Teller luden.

»Vielleicht hat sie dich für Helena gehalten«, sagte Alvar.

Ihr Bruder war unbemerkt neben ihr aufgetaucht und führte die erstarrte Marion auf den Ausgang zu. Ihr Mund war trocken, die Hände zitterten. Genau deswegen wollte sie niemanden sehen, der sich an Helena erinnerte.

»So ähnlich sehe ich ihr doch gar nicht«, flüsterte sie.

»Natürlich nicht, niemand sonst hier bringt dich mit Helena in Verbindung.«

Alvar strich ihr flüchtig übers Haar.

»Vergiss das Ganze. Anitas Mutter ist dement.«

Elli Naakkas Blick war scharf gewesen, es hatte ein Vorwurf darin gelegen. Sie begriff offenbar doch, dass sie sich auf der Beerdigung ihrer Tochter befand, und gab Helena dafür die Schuld, als wollte sie sagen, dass es Anita ohne die schwachköpfige Helena nicht so ergangen wäre. Aber

das war Einbildung, Marion wusste es eigentlich, sie interpretierte zu viel hinein, Elli Naakka verstand nicht, was um sie herum vorging. Marion hatte sich der Alten nur genähert, damit sie Lambert sagen konnte, es wenigstens versucht zu haben. Sie war sich sicher gewesen, von Elli Naakka nichts zu erfahren, ja, von ihr nicht einmal erkannt zu werden.

»Versuche, dich zu beruhigen. Vergiss nicht, warum wir hergekommen sind. Gibt es hier irgendjemanden, den du einmal mit Anita zusammen gesehen hast?«, fragte Alvar.

Marion schüttelte den Kopf. Sie spionierten auf Anitas Beerdigung herum, und das war krank. Marion blickte auf die Pupillen ihres Bruders. Sie waren normal. Allein die kaum merklich zusammengekniffenen Falten in den Augenwinkeln verrieten, dass ihr Bruder jemanden erkannt hatte, mit dem er als Kind gerauft hatte, oder jemanden, der hämisch von der »geisteskranken Helena« getrallert hatte. Dennoch war er fähig, einen kühlen Kopf zu bewahren und sich höflich mit diesen Menschen zu unterhalten. Sobald das Taxi käme und Marion mitnähme, würde er sich zum Kreis der Raucher vor dem Eingang gesellen, seinen Flachmann herumgehen lassen, spielend Kontakt zu den männlichen Verwandten aufnehmen und vermutlich alles Nötige herausfinden. Lambert wäre zufrieden und würde ihm wieder einmal einen Bonus geben. Für Marion sprang nie einer heraus – wenn man den eigenen Friseursalon nicht dazurechnete.

Alvar merkte, wie seine Schwester die Serviette zerrupfte, und nahm ihr das zerfetzte Papier ab. Der Fußboden sah aus, als hätte sich dort ein Huhn gemausert.

»Brauchst du etwas?«

»Nein, mit mir ist alles so weit in Ordnung.«

»Du kannst meinetwegen später zu Hause eine eigene Rede auf Anita halten. Ich werde Lambert sagen, dass du hier dein Bestes getan hast.«

Das Fenster stand offen: Straßenstaub lag auf der Fensterbank, etwas davon war sogar bis auf die Kleidungsstücke, die auf der Couch lagen, geschwebt. Eine Woche lang hatten Margits Blusen den Stapel mit Mutters Kleidern verdeckt. Das Geschirr auf der Spüle hatte von Margit gestammt, nicht von Mutter. Im CD-Spieler schien noch immer ein Album von Suvi Teräsniskaa zu stecken, finnischer Pop, Margits Musik. Der Duft nach *Shalimar* war vom Imitatduft der Tante abgelöst worden. Die Wohnung wirkte nicht mehr wie Mutters Zuhause, und Norma ahnte allmählich, dass es ein Fehler gewesen war, der Tante zu erlauben, sich hier zu verschanzen und alles, was mit der Beerdigung zu tun hatte, zu organisieren. Sie hatte das Hilfsangebot angenommen, weil sie nicht fähig gewesen war, die Wohnung zu betreten. Sie hatte beim ersten Versuch den Anblick nicht ertragen: Die Wohnung hatte ausgesehen, als wäre ihre Mutter nur kurz weg und käme bald zurück. Darum hatte sie die Tante nach dem Lieblingskleid ihrer Mutter suchen, die Karte für das ABBA-Konzert vom Spiegelrahmen entfernen, das *Shalimar* vom Frisiertisch nehmen und all die Sachen einsammeln lassen, die Mutter gern im Sarg gehabt hätte. All das hatte Norma ihre Tante machen lassen, obwohl diese nichts von ihrer Mutter wusste. Nur Norma wusste, warum das *Shalimar* mitkom-

men sollte. Nur sie wusste, wie ihre Mutter nach der Geburt in der Klinik in einem Duft aus Bergamotte und Zitrone aufgewacht und sich plötzlich vollkommen sicher gewesen war, dass sich alles finden würde, dass sie schon zurechtkämen, irgendwie, zu zweit, dass sie weder Reijo noch sonst jemanden brauchten. Später hatte sie den Geruch in der Dorfdrogerie wiedererkannt und sich das Parfum trotz des hohen Preises gekauft. Es war der Duft des größten Wendepunkts in ihrem Leben. Norma steckte sich eine Zigarette an. Sie selbst hatte ihrer Tante erlaubt, am Tatort für Unordnung zu sorgen. In dem Moment, in dem sie an die Wohnung ihrer Mutter als Tatort eines Verbrechens dachte, zuckte sie zusammen und fuhr sich instinktiv durchs Haar, als wollte sie den Gedanken ausbürsten. Sie versuchte mit aller Macht, einen vernünftigen Grund für die Tat ihrer Mutter zu finden, sie wollte etwas Verdächtiges sehen, wo es nichts Verdächtiges gab. Auch Max Lamberts Annäherungsversuch war vermutlich völlig harmlos.

Norma klappte das Notebook auf und gleich wieder zu. Auf dem Gerät fand sich vermutlich nichts aus den Jugendjahren ihrer Mutter, und genau in diese Zeit musste sie sich bei der Suche hineingraben. Das alte Fotoalbum hatte Mutter im Schrank aufbewahrt, jetzt war das Fach leer. Schließlich fand sich das Album auf dem Schreibtisch, allerdings mit Lücken auf den früher vollen Seiten. Margit hatte sich als Erste darauf gestürzt. Ihr zufolge hatte Mutter keinen Brief an Norma hinterlassen, und Norma hatte den Worten ihrer Tante Glauben geschenkt. Inzwischen wusste sie nicht mehr, warum sie das getan hatte. Ihre Mutter hatte Margit nicht einmal von ihrem Rauswurf erzählt, geschweige denn von der neuen Arbeitsstelle. Mar-

git kannte Mutter nicht, nicht so wie Norma, sie hatte nicht an den richtigen Stellen zu suchen gewusst und allmählich schien es, als hätte sie wegen Normas Schwäche Beweismaterial über Lambert vernichtet. Norma war nahe daran, ihre Tante anzurufen und sie nach den fehlenden Fotos zu fragen. Sie griff schon nach dem Handy, warf es dann aber in die Handtasche zurück. Margit hatte das Recht auf ein paar Bilder, Normas Zorn war unverhältnismäßig. Ihre Tante hatte sich so viel Mühe gemacht, sich um die Beerdigung gekümmert und um die Miete für Juni und Juli, damit es mit dem Ausräumen nicht so schnell gehen musste und damit sie einen Platz zum Übernachten hatte, falls Norma einmal für längere Zeit Unterstützung bräuchte.

Norma schob das Notebook in ihre Tasche, steckte die PINs für die Bank, die sie auf dem Tisch fand, ein, zündete sich eine weitere Zigarette an und fing an, sich das Album anzusehen. Ihre Tante hatte die Aufnahmen mitnehmen wollen, auf denen man sie selbst mit Oma und Mutter sah. Die Fotos von Mutter und Helena aus jungen Jahren hatte sie ebenso verschmährt wie das von Helena mit einem Kind, das Zuckerwatte in der Hand hielt. Im Hintergrund sah man einen Vergnügungspark. Norma erkannte Helenas Tochter Marion, die als Teenager ausgesehen hatte wie die junge Helena. Erst später hatte sich die Geisteskrankheit bei Helena bemerkbar gemacht. Die Helena im Album hatte einen geraden Blick und ein niedliches Lächeln. Als Norma bei der letzten Seite ankam und schon aufstehen wollte, entdeckte sie auf einem Bild zwei Paare, die gemeinsam einen heiteren Sommertag verbrachten: Mutter und Reijo Ross lehnten sich aneinander und schauten in die Kamera. Neben ihnen sah man die jüngere Ver-

sion des Mannes, der ihr heute begegnet war. Er hatte einen Arm um Helena gelegt. Unter diesem Bild klebte eine Polaroidaufnahme. Darauf lächelte die ältere Ausgabe des Mannes gemeinsam mit Marion und hielt ein Baby auf dem Schoß. Auf der Rückseite stand ein Text in wackliger Handschrift. Alvar hatte ihn geschrieben. Er hatte das Foto gemacht und Mutter gebeten, bald zu kommen.

Marions Handy meldete eine SMS, aber es war eine Kundin, nicht die Kleine, wie sie gehofft hatte. Marions Textmitteilungen, Nachrichten auf der Mailbox und E-Mails hatten alle das gleiche Schicksal erfahren: Die Kleine blieb stumm.

»Ich habe in zwei Stunden eine Verabredung«, mahnte Alla.

Marion griff nach dem Klebstoffentferner und wandte den Blick vom Handy ab. Alla erkundigte sich nicht nach der Beerdigung, sondern spielte die Gleichgültige, seit sie den Salon betreten hatte. Gerade so, als wüsste sie, dass Marion nichts herausgefunden hatte. Das war ihre Art, Salz in die Wunde zu reiben und zu zeigen, wer wo stand.

»Ich habe die Haare bei so warmem Wetter noch nicht ausprobiert. Glaubst du, dass das eine Rolle spielt?«

»Die halten alles aus, Chlor, Tauchen, Vietnam«, antwortete Marion. »Von den Kundinnen, die in die Tropen gereist sind, hat sich noch keine beschwert. Manche haben beim Schwimmen nicht mal mehr eine Bademütze benutzt.«

Bis zur Reise nach Hanoi dauerte es noch eine Weile, und Allas Haar befand sich in gutem Zustand. Dennoch hatte sie ausgerechnet jetzt eine neue Verlängerung haben wollen, am Tag von Anitas Beerdigung. Das war nichts als Schikane, die vom unablässigen Reden über verschiedene

Haarqualitäten und Frisurtrends noch schmerzlich verstärkt wurde. Garantiert hatte Alla bereits mit ihrem geliebten Ehemann über die Beerdigung gesprochen, aber falls Lambert etwas aus Norma herausbekommen hätte, wäre Alla nicht so ruhig. Oder Lambert hatte Alla geschickt, um Marions Verhalten zu beobachten, um sich zu vergewissern, dass sie in der Spur blieb, dass sie fähig war, weiterhin ihre Arbeit zu machen. Vielleicht war es das, vielleicht war es gar keine gezielte Quälerei, sondern fühlte sich nur so an.

»Zeig mir mal den Kalender«, sagte Alla.

Marion gab ihr das Buch. Alla lächelte billigend. Alle waren verrückt nach den ukrainischen Haaren. Auch Allas Freundinnen waren deswegen zu Kundinnen von *Haarzauber* geworden. Marion hatte sich nicht getraut, an deren Anmeldungen zu rühren, und dadurch war es noch schwerer geworden, alles neu zu organisieren. Die Termine, die mit Hochzeiten zu tun hatten, hatte sie nicht verlegen wollen. *Haarzauber* war für das Gelingen des Festes verantwortlich, da wurden keine Kompromisse gemacht. Für die anderen Kundinnen hatte sie Ausweichtermine gesucht, für einige erst in mehreren Monaten. Trotzdem war es eng. An diesem Tag würde die letzte Kundin um einundzwanzig Uhr kommen und morgen früh die erste um sechs. Ohne Hilfe würde sie die Hochzeitssaison nicht überstehen.

Alla studierte weiterhin das Buch mit den Anmeldungen, als würde sie in der Bibel lesen. Für die Lamberts war der Umsatz des Salons nur Peanuts und das Schielen aufs Resultat purer Bluff. Sie scherten sich nicht um das Glück der Kundinnen, so wie Marion, und Marion würde nie mehr eine so begabte Anfängerin wie Anita finden, geschweige denn eine so kompetente Fachkraft. Niemand

konnte eine Frau, die wegen ihrer Haare nervös war, so gut beruhigen wie Anita. Sie war die geborene Frisörin gewesen und hatte geahnt, über welche Themen nicht geredet werden durfte. Entgegen Marions Befürchtung hatte Anita an den ersten Arbeitstagen nicht mit Helena und der Vergangenheit angefangen und auch nicht darüber salbadert, was es zu bedeuten habe, dass sie das Schicksal wieder zusammengeführt hatte, nach fast dreißig Jahren. Als sie zum ersten Mal den Laden betreten hatte, hatte sie nicht ausgerufen, wie sehr Marion ihrer Mutter ähnelte, und sie hatte Marion mit keinem Wort vorgeworfen, dass sie Helena nicht besuchte. Marion spürte den Stich der Sehnsucht in der Brust. Nur Anita hatte sie verstanden.

Alla tippte mit dem Fingernagel auf einzelne Namen.

»Wie viel Ukrainische haben wir noch auf Lager?«

»Für eine Woche. Oder für zwei, wenn wir es mit Russischen mischen.«

Alla seufzte und blickte auf ihr Handy, das wieder lautlos blinkte, und sie tat es so, dass Marion auch bestimmt sah, wer sie zu erreichen versuchte. Der Japaner wieder. Alla ließ das Handy in den Schoß sinken. Vielleicht wollte sie deutlich machen, dass sie nicht mit wichtigen Kunden redete, wenn Marion dabei war. Oder sie wollte ihre Macht demonstrieren: Alla antwortete, wann es ihr gefiel, auch dem Japaner.

»Was willst du den Kundinnen danach anbieten? Ich habe mit Max darüber gesprochen. Du hast eine Woche. In der Zeit musst du das Chaos in den Griff kriegen.«

Marion hätte am liebsten die Schere geschnappt und Alla in den Hals gerammt. Der Wunsch war so stark, dass sie sich kurz am Frisierwagen festhalten und dessen Griff umklammern musste. Alla hatte in den Angelegenheiten

des Klans das Sagen, aber auch bei der Frage, wie sich Marions Schicksal gestalten würde.

»Max war bei der Beerdigung wesentlich effektiver als du. Ich mag gar nicht erst fragen, was du erreicht hast, um die Situation zu bereinigen, aber die Uhr läuft, tick tack.«

Alla tippte auf ihre Rolex. Diese Geste hatte sie von Lambert gelernt. Marions Augen brannten. Blütenstaub. Oder die mit Anitas Tod verloren gegangenen Träume. Am Tag vor der Rückkehr nach Finnland hatten sie zusammen in einer Dachterrassenbar in Bangkok gesessen und sich Cocktails namens Sweet Dreams bestellt. Damit hatten sie auf die Zukunft angestoßen. Alles war klar gewesen, und Marion hatte gedacht, dass sie Helena doch besuchen würde, mit Anita, eines Tages.

Sie blickte durchs Schaufenster auf die Straße. Jener Tag würde nicht mehr kommen. Der Parkplatz war leer. Dort hatte sie Anita zuletzt gesehen. In aufrechter Haltung hatte sie im Auto gesessen, den Blick nach vorne gerichtet, das Kinn erhoben. Als sich Marion endlich auf die Straße getraut hatte, war Anita schon weg gewesen.

Um zehn vor acht war ihre Mutter zur U-Bahn-Station geeilt, obwohl sie auf dem Weg zum nahe gelegenen Friseursalon hätte sein sollen. Augenzeugen zufolge war sie fast gerannt, aber morgens hatten es viele eilig, deshalb hatte es keinen verwundert. Norma atmete den Duft der Kaffeerösterei ein, den gleichen, den ihre Mutter an ihrem letzten Morgen eingeatmet hatte, und überquerte den Vaasaplatz, so wie ihre Mutter es getan hatte. Rasch passierte sie die Typen, die vor dem Supermarkt warteten, bis der Bierverkauf losging, und versuchte etwas zu erkennen, das die Entscheidung ihrer Mutter beeinflusst haben könnte, etwas, das sie nachvollziehbar machen würde. Sie hatte sich für praktische Ballerinas, Caprihosen und eine Baumwollbluse entschieden, für gewöhnliche Arbeitskleidung, wie sie auch ihre Mutter an jenem Morgen getragen hatte, und eilte die Rolltreppe hinunter zum Bahnsteig, so wie es ihre Mutter getan hatte. Sie sagte mehrmals Entschuldigung zu den Provinzlern, die nicht kapierten, dass man rechts stand, sondern die Rolltreppe in voller Breite versperrten, genau wie sie und ihre Mutter es nach ihrem Umzug in die Stadt getan hatten. Am Bahnsteig setzte sie sich auf die Bank, auf der ihre Mutter nicht gesessen hatte, denn die U-Bahn war sofort in die Station gerast. Ihre Mutter hatte Schuhe und Hand-

tasche unter die Bank geschleudert, dann war sie weg gewesen.

Norma legte ihre Handtasche an die Stelle, an der ihre Mutter ihre Tasche hinterlassen hatte, und ließ die Balletinas auf die grauen Fliesen fallen. Die Schuhe und die Tasche ihrer Mutter waren ihr ohne Begleitschreiben zugestellt worden. Sie hatte das Innenfutter der Handtasche entfernt, für den Fall, dass sich dahinter etwas verbarg – aber da war nichts gewesen als alte Quittungen und das Zeug, das sich in der Handtasche jeder Frau fand. Friseurgerüche, Haarstaub. Mutters Arbeitshandtasche. Nicht die Urlaubstasche, die Arbeitstasche. Der Fleck von einem Haarfärbemittel. Zwei Haare, die am Reißverschluss festhängen, von einer indischen Verlängerung, und ein blondes Haar, vermutlich von einer Kundin. Das Handy hatte sie zu Hause vergessen gehabt. Als die Tante es Norma gebracht hatte, war sie sicher gewesen, dass sich darin eine Nachricht an sie verbarg. Vor Enttäuschung hatte sie das Ding an die Wand geworfen. Die letzten Anrufe stammten aus der Woche vor der Thailandreise, sie hatten mit Terminen zu tun, mit Verschiebungen und mit Frisuren für Abschlussfeiern. Sämtliche Nachrichten und Anrufe hatten mit *Haarzauber* zu tun. Ihre Mutter hatte sich um die Facebook-Seite des Salons gekümmert, und den letzten Eintrag hatte sie nur wenige Stunden vor ihrer Reise geschrieben: *Nach ihrem Urlaub ist Anita wieder bereit, unvergessliche Frisuren für eure Feste zu zaubern! Im Sonderangebot: Tape-in Extensions!*

Eine U-Bahn nach der anderen rauschte an Norma vorbei, der Luftstrom wischte ihr über die Knöchel. Wachleute kamen und gingen, Gummiknüppel, Splitterwesten und

Springerstiefel, auf, zu, hinein, heraus, Signaltöne warnten beim Schließen der Türen, das Mandarinenorange der Waggon, Reklame für Wurst, das Lächeln von Fernsehköchen, Bänke aus Birkenholz auf dem Bahnsteig, die dicken Samtröcke der finnischen Romafrauen, Wegebier, Methadonzähne, Leute, die aus dem Urlaub kamen oder in Urlaub fuhren, Rollkoffer, Bündel und verblichene Plastiktüten von Obdachlosen, praktische Aktentaschen bei denjenigen, die zur Arbeit eilten, forsche Schritte, waschpulverfrische Röcke, Jacken, frisch ausgepackte, rutschsichere Sommerstrumpfhosen ohne Spitzenverstärkung, neue Absatzflecken, Extensions aus indischen und russischen Haaren, auch einige malayische, Tressenkleber, Melatonin-tabletten, Hormonkuren, Lendensteak und teurere Haarnährstoffe.

Inzwischen war es nach Mittag. Mutter hatte das langsamere Gehen der Leute zur Mittagszeit nicht mehr gesehen, das Legere, und sie hatte die billigeren Parfums nicht gerochen, die vergessenen Deos, die unfrisierten Haare, die vom Schweiß hervorgebrachten Gerüche der Fertigmahlzeiten und Biere vom Vortag, von Cola und Senf, von Imovane und Antidepressiva, sie hatte nicht die somalischen Mädchen und das Blitzen der Nadeln an ihren kunstvoll gefalteten Kopftüchern gesehen, die schnelle Haarverlängerung der Immigrantinnen, die Väter mit ihren Kinderwagen, die funkelnagelneuen Sneakers der Bärtigen, die aufgekremelten Hosen und geckenhaften Mützen. Sie hatte die Räucherstäbchenfahne, wie sie diejenigen hinter sich herzogen, die im Winter nach Goa gehen würden, nicht gerochen, scharfes Chili, süßliche Blüte. Norma saß noch immer auf der Bank.

Die Löffel, die sie im Gefrierfach aufbewahrte, hatten

am Morgen ihre vom Weinen wie Vogeleier angeschwollenen Lider gekühlt, aber die Wirkung ließ bereits nach. Die Löffel gehörten zu den Schönheitstipps ihrer Mutter, sie und Helena hatten früher damit auch die Wimpern gebogen. Norma drückte mit den Fingern auf die Augen. All diese Menschen, das ganze Gewimmel. Alle U-Bahn-Fahrgäste hatten an jenem Morgen früher als sie gewusst, dass etwas passiert war, sie waren auf den Bahnsteig gekommen und hatten wieder nach oben fahren und eine Straßenbahn oder einen Bus nehmen müssen. Sie hatten über den Vorfall schon Bescheid gewusst, als Norma sich noch Elnett ins Haar sprühte und sich wünschte, die Verhandlungen über die Zukunft der Mitarbeiter wären vorbei. Hunderte Menschen hatten geflucht, weil sie den Weg ändern mussten, weil sie zu spät zur Arbeit oder zu einer Verabredung kamen, und alle hatten mehr gewusst als Norma.

Vor einigen Jahren hatte sie mit ihrer Mutter zusammen das Gleiche erlebt. Sie waren mit dem Zug nach Helsinki unterwegs gewesen, und plötzlich hatten sich Normas Haare gewellt. Sie hatten im Allergiker-Abteil gesessen, wo es keine unnötigen Reize gab, darum war sie erschrocken. Ihre Mutter hatte vorgeschlagen, einen Kognak zu trinken, und genau in dem Moment war der Zug stehen geblieben. Der Grund wurde nicht durchgesagt. Dennoch begriff jeder, dass man bald Leichenteile auf dem Gleis einsammeln würde. Alle Reisenden hatten es vor den Angehörigen desjenigen gewusst, der sich vor den Zug geworfen hatte. Normas Mutter hatte die Reaktion ihrer Tochter damals gesehen und sich dann trotzdem für diese brutale Methode entschieden – und ausgerechnet in einer U-Bahn-Station, die auf Normas Weg zur Arbeit lag. Hätte

Norma die Nacht nicht mit der Zufallsbekanntschaft verbracht, hätte sie durchaus genau dann die Station erreichen können, als es passierte.

Das Vibrieren des Telefons ließ sie zusammenzucken. Neben der Bank stand ein Wachmann, der sie zu beobachten schien. Norma begab sich zu den anderen Leuten, die am Bahnsteig warteten. Wieder ein Anruf von *Haarzauber*, von Marion. Norma meldete sich auch diesmal nicht. Sie würde sich Marion gegenüber nicht normal verhalten können, sie wollte nicht mit ihr reden, geschweige denn sich mit ihr treffen, auch wenn Marion womöglich wusste, welcher Stimmung die Mutter an ihren letzten Arbeitstagen gewesen war, und auch wenn sie eine Erklärung für das seltsame Verhalten ihres Vaters haben mochte. Norma war der Frau zweimal begegnet, als diese mit Mutter zusammen nach der Arbeit den Salon verlassen hatte. Eine Frisörgeruchswolke hatte sie umgeben, Norma war schlecht geworden davon, und sie hatte es vermieden, der anderen in die Augen zu sehen. Darum hatte sie sich auch bei der Beerdigung von ihr ferngehalten und hinter den Rücken der anderen versteckt. Helenas Tat hatte die ganze Familie für alle Zeiten stigmatisiert. Die Leute begegneten den Angehörigen einer solchen Familie entweder mit unnatürlicher Empathie oder mit unangenehmer Neugier, jedoch niemals so, wie man gewöhnlichen Menschen begegnete. Mutter hatte das gehasst, und Norma war in dasselbe Muster verfallen.

Alvar drehte den Schlüssel im Schloss, und sie traten ein. Marion zog die Sandalen im Flur aus, Alvar stiefelte weiter, ohne sich um den Korb zu scheren, aus dem sich Marion zwei von Anitas Gästepantoffeln schnappte. Der Staub, der sich auf der Fensterbank im Wohnzimmer angehäuft hatte, wirbelte im Luftzug auf. Marion wischte sich über die Wangen, und während sie noch ihr Niesen zu unterdrücken versuchte, zog Alvar bereits die Schubladen des Frisiertischs auf und überprüfte den Inhalt wie Geschäftsbücher, mit der gleichen Exaktheit, mit der gleichen Wachsamkeit, bereit, jeden Hinweis aufzunehmen. Er verließ sich mehr auf seine Augen als auf Lamberts Köter, die unmittelbar nach dem Unglück in der Wohnung gewesen waren und den Inhalt von Anitas Notebook kopiert hatten. Im Computer hatte sich nichts Wichtiges gefunden, und Alvar hatte auf diesen Moment gewartet, auf die leere Wohnung. Einer der Jungs, die das Haus überwachten, hatte ihn angerufen, sobald die Luft rein gewesen war.

»Zuerst Adressbuch, Postkarten, Notizzettel, Kreditkartenrechnungen, Flugtickets, Quittungen von Hotels, Mietwagen«, sagte Alvar. »Telefone, Speicherkarten.«

Marion sah Alvar an, was er dachte. Dass er sich selbst um alles hätte kümmern müssen. Dann wäre es nicht zu solchen Pannen gekommen. Dann wüssten sie, wer Anita

die Ukrainischen geliefert hatte, Marion müsste sich nicht überlegen, womit sie sie ersetzen könnte, und Alvar bekäme wieder eine seiner zahlreichen Bonuszahlungen. Die den ganzen Klan erschütternde Episode wäre Geschichte, und sie wären in Sicherheit.

»Margit hat hier über eine Woche lang gewohnt, und wahrscheinlich sind noch jede Menge andere hier gewesen«, meinte Marion, obwohl sie wusste, dass mit der Observierung unmittelbar nach Anitas Tod begonnen worden war. Die Hunde des Klans kannten bereits alle Leute, die im Haus wohnten, ihre Angehörigen, ihre Haustiere und ihre täglichen Rituale, sodass ihnen Fremde sofort ins Auge gesprungen wären, und wahrscheinlich hatte Lambert einen von den Jungs zur Beerdigung geschickt, einen, der vor Anitas Haus Wache geschoben hatte. Ansonsten wäre der Bruder nicht so sicher, dass von den Trauergästen nur Margit die Wohnung genutzt hatte. Lamberts Kötern schlüpfte keiner durch die Maschen, niemals.

»Erzähl mir noch einmal, was du bei der Beerdigung gesehen hast.«

»Wie oft müssen wir das noch durchkauen? Frag deine Leute, warum sie hier nichts gefunden haben«, sagte Marion und blickte auf die Uhr. Norma war auf der Arbeit, Margit war weg, Alvar hätte den ganzen Tag Zeit. Marion wurde nicht gebraucht, sie wollte und sollte nicht hier sein. Ihr kamen die Tränen, und sie wischte sich erneut über die Wangen, wobei sie etwas von Blütenstaub murmelte. Der Klan wollte sie nur quälen. Darum hatte sie mitkommen sollen. Alvar wühlte noch immer im Frisiertisch, nahm Flaschen und Dosen in die Hand, öffnete Kästchen. In einer Schublade lag ein Foto von Anita und Helena vor lan-